

### Zum Buch

Nach einer durchzechten Nacht findet sich der Autor Rob Fallon im Apartment von Jenny wieder, der Freundin seines besten Freundes. Und er fühlt sich bereits schuldig, bevor irgendetwas geschehen ist. Die Schuld verwandelt sich in Schock, als zwei Männer einbrechen, Jenny entführen und versuchen, ihn zu töten. Rob kann gerade noch entkommen. Als Rob anschließend die Entführung bei der Polizei melden will, glaubt ihm niemand. Jennys Vater behauptet, sie sei im Urlaub, in der Wohnung finden sich keine Spuren eines Einbruchs, und der Pförtner hat nichts Verdächtiges gesehen oder gehört. Rob will das nicht wahrhaben, zumal er sicher ist, dass Jennys Leben bedroht ist. Doch je mehr Fragen er stellt, desto mehr wird er zur Zielscheibe von eiskalten Killern. Was wollen sie verbergen? Und was hat das alles mit einer scheinbar so harmlosen jungen Frau wie Jenny zu tun? Entweder findet es Rob heraus, oder er ist bald tot. So einfach ist das.

### Zum Autor

Simon Kernick, 1966 geboren, lebt in der Nähe von London und hat zwei kleine Kinder. Die Authentizität seiner Romane verdankt sich seiner intensiven Recherche. Im Laufe der Jahre hat er eine außergewöhnlich lange Liste von Kontakten zur Polizei aufgebaut. Sie umfasst erfahrene Beamte der Special Branch, der National Crime Squad (heute SOCA) und der Anti-Terror-Abteilung. Alle haben sie viele Geschichten zu erzählen. Mit *Gnadenlos* gelang ihm der Durchbruch, der Roman stand monatelang auf den deutschen Bestsellerlisten. Mehr Infos zum Autor unter [www.simonkernick.com](http://www.simonkernick.com).

**SIMON KERNICK**

# **VERDÄCHTIG**

Thriller

Aus dem Englischen  
von Gunter Blank

**WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN**

Die Originalausgabe TARGET erschien 2009  
bei Bantam Press, London.

Vollständige deutsche Erstausgabe 06/2010  
Copyright © 2009 by Simon Kernick  
Copyright © 2010 by Wilhelm Heyne Verlag, München  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Redaktion: Marcus Jensen  
Umschlagillustration: © Ilona Wellmann/Wildcard Images, UK  
Umschlaggestaltung: yellow-farm gmbh, s. freischem  
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

eISBN: 978-3-641-16099-9

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Für Mr. Pink und Ali Karim*



# Prolog

---

## VOR ZWEI WOCHEN

Sir Henry Portman genoss seine Laster. Er soff wie ein Profi und pokerte und zockte wie ein Amateur. Auch im fortgeschrittenen Alter schaffte er mühelos eine Schachtel Zigaretten pro Tag zuzüglich einer kubanischen Zigarrre und satten viertausend Kalorien, die er aus dem fetten Essen bezog, das Diätberater zur Weißglut brachte, während der Rest der Welt sich die Lippen danach leckte.

Doch sein liebstes Laster, auf das er am wenigsten verzichten konnte, war der außereheliche Sex. Es hielt ihn statt bei 120 Kilo, die er angesichts seines Lebenswandels eigentlich wiegen müsste, bei gerade noch vertretbaren 90 Kilo. In den achtundzwanzig Jahren seiner Ehe hatte es Sir Henry auf 347 Sexualpartner gebracht (348, wenn man seine Frau mitzählte). Die genaue Zahl aktualisierte er regelmäßig in einem kleinen schwarzledernen Notizbuch, das er eigens für diesen Zweck angeschafft hatte. Und selbst nun, da er weit über fünfzig war, hatte sein Appetit nicht das kleinste bisschen gelitten.

Was allerdings gelitten hatte, und zwar nicht nur ein bisschen, war sein Äußeres, und deshalb musste er mehr und mehr auf die Dienste von Prostituierten zurückgrei-

fen. Was ihn aber nicht sonderlich störte, da er der Meinung war, für Sex zu bezahlen, habe viele Vorzüge. Es gab nicht die Komplikationen, die bei heimlichen Geliebten auftreten konnten, und auch nicht die Peinlichkeiten, wenn man Praktiken einforderte, die zimperlichere Zeitgenossen womöglich unanständig fanden. Denn wenn es um Sex ging, war Sir Henrys Geschmack gelinde gesagt ein wenig eklektisch. Und deshalb lag er gerade in einem Edelbordell in Islington an ein Bett gefesselt, trug nichts weiter als eine glänzende Latexbinde über den Augen und wartete darauf, von einer neunzehnjährigen Gazelle namens Nadia mit einer ausgeklügelten Mischung aus Lust und Qual zu neuen Höhen sexueller Ekstase getrieben zu werden.

Er hörte, wie die Tür aufging und Nadia leise und vorsichtig hereinkam. Als sie sich dem Bett näherte, leckte sich Sir Henry brünstig die Lippen und schluckte, da er den unglaublichen Reiz kaum noch aushielt, den er während dieser ersten Augenblicke stets verspürte.

»Du warst ein böser Junge«, flüsterte sie in ihrem akzentschweren Englisch. Ihre Finger strichen leicht über seinen Schenkel, und die fast unmerkliche Berührung führte bereits dazu, dass er sich in ekstatischen Krämpfen wand.

»Ich weiß«, flüsterte er. »O Gott, ich weiß ...«

Nadias Finger zogen sich zurück, sie stieß ein komisches Miauen aus, das abrupt abbrach.

Im Zimmer war es nun still. Sir Henry rutschte unruhig auf dem Bett herum, erwartete sehnsüchtig eine weitere Berührung.

Etwas Feuchtes und Warmes tropfte auf seine Brust und lief von dort über seinen Bauch in Richtung seiner Genitalien. Was ließ sie da auf ihn herabtropfen? Kerzenwachs war es nicht, das wäre heißer.

Das Tropfen hörte auf, und neben dem Bett bewegte sich etwas. Er verspürte eine leichte Beunruhigung, gemischt allerdings mit einer Welle sich steigernder Erregung. Wurde Nadia plötzlich experimentierfreudig? Üblicherweise folgte sie einer eingespielten Routine.

Das Schweigen hielt an. Und sie berührte ihn immer noch nicht.

»Nadia? Bist du da?«

Nichts.

Lauter jetzt: »Nadia?«

Ihm wurde brutal die Latexbinde abgerissen, und als ihn das grelle Licht traf, musste er blinzeln.

Nadia starrte mit leerem Blick auf ihn herab. Sie war bleich und nackt und wunderschön. Aus ihrer Brust ragte die Spitze eines langen, schmalen Stiletts. Sir Henry konnte das Blut erkennen, das über ihren Körper lief. Auch er war damit besudelt. Das Rinnsal bildete bereits ein wildes Muster.

Einige Sekunden lang war er wie betäubt. Zwar nahm er den Schrecken vor seinen Augen wahr, aber sein Gehirn weigerte sich, ihn zu verstehen. Nadia rührte sich nicht. Sie stand nur da, die blassblauen Augen aufgerissen. Dann musste er mit ansehen, wie sie langsam neben dem Bett zu Boden sank und aus seinem Blickfeld verschwand.

An ihre Stelle war ein Mann mit einer zähneblecken-

den Wolfsmaske getreten, der das blutverschmierte Messer, mit dem er Nadia ermordet hatte, noch in der Hand hielt. Die Klinge fing einen Strahl der Deckenlampe auf und blitzte. Hinter der Maske waren die Pupillen des Mannes unnatürlich geweitet und starrten auf ihn herab.

Sir Henry wurde von einer Woge des Schreckens erfasst und wollte die Lippen zu einem Schrei öffnen, doch eine behandschuhte Hand presste sich auf seinen Mund.

Das blutige Messer schwebte über seinem Gesicht und näherte sich seinem Auge, bis es sein gesamtes Blickfeld ausfüllte.

»Willst du, dass ich dir das Auge herausschneide?« Die Stimme des Maskierten klang kehlig und heiser. Sir Henry glaubte, einen nordirischen Akzent herauszuhören.

Verzweifelt versuchte er, unter dem Druck des Handschuhs ein Nein zu stammeln und schloss panisch die Augen. Die Klinge berührte sein Lid.

»Ich nehme meine Hand jetzt hoch«, erklärte der Mann mit unbewegter, fast freundlicher Stimme. »Wenn du schreist, werde ich dich blenden. Hast du mich verstanden?«

Sir Henry beeilte sich, seine Zustimmung in den Handschuh zu stöhnen. Der Mann schien ihm zu glauben und zog sowohl seine Hand als auch das Messer weg.

»Bitte töten Sie mich nicht«, flehte Sir Henry, der sich seiner völligen Hilflosigkeit nur zu gut bewusst war. Großer Gott, er hätte wissen müssen, dass dies einmal geschehen würde.

Diese Leute waren die reinsten Bestien ... und irgendwie hatte er sich mit ihnen eingelassen. Es war ein Alptraum.

»Wie wir hören, bekommst du kalte Füße, Sir Henry«, fuhr der Mann mit der Wolfsmaske fort und ließ die Klinge spielerisch über dessen Bauch gleiten, wobei er etwas von Nadias Blut abschabte.

»Nein, nein, tu ich nicht, ich schwöre.«

»Lüg mich nicht an. Wenn du mich anlügst, verlierst du ein Auge, klar?«

»Ja, ja, ich habe verstanden, ich habe verstanden.«

»Gut, ich habe das Mädchen exekutiert, damit du ernst nimmst, was ich dir sage.«

»Aber das hätten Sie nicht tun müssen. Ich hätte Sie auch so ernst genommen.«

Sir Henry glaubte, hinter der Maske ein Lächeln zu erahnen.

»Nein, das glaube ich nicht. Aber jetzt tust du es, nicht wahr? Stell dir vor, wenn ich eine junge Frau abstechen kann, was ich dann dir alles zufügen könnte. Oder deiner Frau. Oder deiner Tochter. Wie heißt sie noch gleich: Jane ...« Mit der Messerspitze zwirbelte er ein paar von Sir Henrys Schamhaaren auf. »Ein ziemlich hübsches Ding. Ich habe sie neulich aus deinem Haus kommen sehen. Doch, doch, sehr, sehr hübsch.«

Bei der Erwähnung seiner Tochter krampfte sich in Sir Henry alles zusammen. Für einen Augenblick vergaß er sogar das Messer. »Bitte, bitte, nicht Jane. Mir können Sie etwas antun, aber bitte lassen Sie sie in Frieden. Ich flehe Sie an.«

»Es ist völlig sinnlos, mich anzuflehen, Sir Henry. Wenn ich muss, schlachte ich deine ganze Familie ab, schneide sie in Scheiben und verfüttere sie an dich.«

»Was wollen Sie?«

»Dass du meine Fragen wahrheitsgemäß beantwortest. Beim geringsten Fehler ...« Er hielt inne und berührte mit der Klinge die Wurzel von Sir Henrys Penis. »... säbele ich an dir herum.«

»Ich sage die Wahrheit, ich schwör's.« Einmal mehr pokerte er. Wahrscheinlich nützte er ihnen lebendig mehr als tot, und vermutlich wussten sie sowieso schon alles.

»Sehr gut. Also, hast du nun kalte Füße bekommen?«

Sir Henry nickte heftig. »Ja, ja, das habe ich, aber ich habe mit niemandem geredet, ich schwöre. Ich bin auf das Polizeirevier in Kensington gegangen, aber schon nach fünf Minuten war ich wieder draußen, weil mir klar wurde, dass es zu riskant war, etwas zu sagen. Ich hatte nur solche Angst, dass etwas schief läuft und sie mich schnappen ...«

»Das brauchst du nicht«, sagte der Maskierte und klang sogar teilnahmsvoll. »Ich überwache die ganze Aktion, und ich lasse nicht zu, dass etwas schief läuft. Aber du hast recht daran getan, keine Aussage zu machen. Es hätte dich deine Familie gekostet.«

Er entfernte das Messer aus Sir Henrys Schamhaar und bückte sich, um Nadia hochzuheben. Er zog sie an ihren langen braunen Haaren empor, bis Sir Henry sie wieder sehen konnte. »Und das ist dir jetzt doch wohl

klar. Was passiert, wenn du uns verarschen willst? Dass wir dich überall kriegen werden?»

»Bitte«, flüsterte Sir Henry. »Legen Sie sie hin. Ich ertrage es nicht, sie anzusehen.«

Der Maskierte ließ die Haarmähne los, und die Leiche plumpste mit einem dumpfen Schlag zu Boden.

Sir Henry schluckte. Ihm war schwindlig. Er hatte für Nadia zwar keine großen Gefühle gehabt, aber es hätte sich genauso gut um seine Tochter handeln können. Beim Gedanken daran erbrach er fast das Drei-Gänge-Menü, das er vor einigen Stunden genossen hatte. »Was geschieht jetzt mit ihr?«

»Mach dir darüber mal keine Sorgen. Wir kennen die Besitzer hier, und die werden sie verschwinden lassen. Wenn ich du wäre, würde ich mich mehr um mich selbst sorgen.«

»Das tue ich doch.«

»Ich weiß. Das Leben deiner Familie hängt davon ab.«

Mit einer schnellen Bewegung ließ er das Messer herabschießen, und Sir Henry spürte plötzlich einen stechenden Schmerz an seiner Peniswurzel. Und wie das Blut an seinen Eiern herunterfloss. Er wollte aufschreien, aber der Mann legte nur einen behandschuhten Finger an die Lippen und ließ ihn lautlos erstarren. Keinesfalls wollte Sir Henry seinen Peiniger verärgern.

»Nur ein kleiner Vorgeschmack auf das, was alles passieren könnte, Sir Henry«, sagte er beiläufig. »Ohne bleibende Schäden.«

Er beugte sich vor und schnitt das Seil durch, mit dem Sir Henrys rechte Hand an das Bett gefesselt war. Dann

wandte er sich zur Tür und ließ ihn allein zurück, nackt und blutend. Sir Henry fragte sich, ob sein Gewissen ihm jemals das vergeben würde, was er im Begriff stand zu tun.

# Sonntag

---

## EINS

Manchmal hängt das Schicksal eines Menschen von einer einzigen, scheinbar unverfänglichen Entscheidung ab. Für mich war es der Moment, in dem ich an jenem Sonntag das Angebot meines Nachbarn Ramon auf ein Bier im Pub um die Ecke annahm. Ramon war ein schnell kahl werdender Hipster, der stets ein schwarzes oder rotes Bandana trug, im Nachbarschaftszentrum Salsa unterrichtete und entgegen aller erkennbaren Anzeichen glaubte, eine magnetische Wirkung auf Frauen zu haben. Ich hatte den größten Teil des Wochenendes arbeitend zu Hause verbracht, und obwohl ich es normalerweise vermied, mich mit Ramon öffentlich blicken zu lassen, fand ich die Idee eines entspannenden Nachmittagsdrinks verlockend, auch wenn in Colindale im Norden Londons, wo wir beide wohnten, keine großen Offenbarungen zu erwarten waren.

Aber Sie wissen ja, wie so oft, wenn Alkohol im Spiel ist, nehmen die Dinge in den seltensten Fällen die Wendung, die man geplant hatte, und aus ein, zwei gemütlichen Bieren wurden schnell vier oder fünf, an die sich ein billiges Abendessen beim All-You-Can-Eat-Chinesen anschloss, auf das dann ein Trip ins West End folgte, wo

ich mich letztendlich um halb elf Uhr abends in einer verschwitzten, übervollen Bar in der Nähe von Long Acre wiederfand. Den salsabegeisterten Ramon hatte ich bereits vor gut zwanzig Minuten in der wogenden Menge verloren.

Ich zwängte mich also durch die Massen, und plötzlich reichte es mir. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, da hatte mir dieser Laden gefallen. Damals, als ich noch in der City arbeitete, war ich fast jede Woche hergekommen und hatte sogar die meisten Barkeeper beim Namen gekannt. Aber seitdem war eine Menge Zeit vergangen, und nun, mit vierunddreißig, fühlte ich mich alt und fehl am Platz. Der Alkohol stimmte mich nostalgisch und rührselig und schwemmte Erinnerungen an die Jahre hoch, als das Leben einfach war und noch Spaß verhiieß und ich genauso alt war wie der Rest der Besucher. Es wurde definitiv Zeit zu gehen, doch gerade als ich das halbvolle Becks, an dem ich seit bald einer Stunde nuckelte, austrank und mich Richtung Ausgang orientierte, kam sie mir entgegen.

Ich hatte Jenny seit gut einem Jahr nicht mehr gesehen, doch sobald sie mich erkannt hatte, grinste sie und steuerte auf mich zu. Sie umarmte mich und gab mir zwei feuchte Küsse auf die Wangen. »Rob Fallon, ist das lange her!«, rief sie und versuchte den Lärm zu über-tönen. Sie machte einen Schritt rückwärts und musterte mich von oben bis unten. »Gut siehst du aus.«

Ich bezweifelte zwar, dass das – zumal in meiner gegenwärtigen Verfassung – stimmte, wollte ihr aber nicht widersprechen. »Du auch«, antwortete ich auf diese

nichtige Art, mit der Leute Smalltalk betreiben, allerdings hatte ich in diesem Fall Recht.

Jenny bot immer einen strahlenden Anblick. Sie war groß gewachsen und hübsch, mit langen blonden Haaren, die zumindest zu vier Fünfteln echt waren. Sie hatte diese goldbraun schimmernde Haut, von der Experten sagen, sie sei ungesund, die aber bei ihr einfach nur toll aussah. Ich glaube, sie war sieben- oder achtundzwanzig und konnte leicht fünf Jahre jünger geschätzt werden. Doch was sie wirklich von anderen abhob, waren ihre großen braunen Augen. Wenn sie einen damit ansah, kostete es gewaltige Überwindungskraft wegzuschauen. Nicht viele Männer schafften das.

Sollten Sie daraus jetzt schließen, dass ich in diese Frau verliebt war, sind Sie auf dem Holzweg. Zwar gab es durchaus eine bestimmte Anziehung, zumindest von meiner Seite her, und wir sind auch bestens miteinander klargekommen, aber zwei Dinge hatten mich bisher zurückgehalten. Erstens: Ich liebte immer noch jemand anderes, obwohl ich nach zwei Jahren Trennung begriff, dass Yvonne, meine Ex-Frau, nichts mehr von mir wissen wollte. Und zweitens: Ich hätte Jenny nie getroffen, wenn sie nicht die Freundin meines besten Freundes Dom gewesen wäre. Deshalb trafen wir uns nur, wenn er dabei war, und seit sie sich getrennt hatten, hatten wir uns aus den Augen verloren.

Es hätte eine kurze belanglose Unterhaltung werden können, so wie sie Menschen, die einander flüchtig kennen, ständig führen, doch ich hatte mich zuletzt ziemlich einsam gefühlt, und vielleicht trug auch der Alkohol sei-

nen Teil dazu bei. Jedenfalls brach die Faszination, die unterschwellig wohl immer schon vorhanden gewesen war, sich plötzlich mit aller Macht Bahn. Als wir uns, um den Lärm zu übertönen, gegenseitig ins Ohr brüllten und ich den sanften Duft ihres Parfüms spürte, ging ich deshalb aufs Ganze und fragte sie, ob sie Lust hätte, noch woanders hinzugehen.

Um ehrlich zu sein, normalerweise bin ich nicht so forsch, aber wie gesagt, ich glaube, es war der Alkohol. Außerdem rechnete ich nicht wirklich mit einem Ja. Sie war wahrscheinlich mit Freunden hier, die verlässlicher waren als Ramon, und würde sie nicht zurücklassen, um sich mit dem Kumpel ihres Ex davonzumachen.

Doch sie sagte, sie hätte.

Und in diesem Augenblick war mein Schicksal besiegelt.

Wir gingen um die Ecke in einen ruhigeren, altmodischeren Pub, in dem es genügend freie Tische gab. Ich holte die Drinks, Mineralwasser für mich, für sie eine trockene Weißweinschorle. Dann unterhielten wir uns.

Jenny arbeitete für ein Internet-Reisebüro und kam gerade von einer neuntägigen Reise nach Mauritius und den Seychellen zurück, wo sie Hotels überprüft hatte, was, wie sie mir erzählte, mehr Arbeit war, als man dachte. Damit hatten wir jedoch das Thema Reisen am Wickel und tauschten die üblichen Rucksacktouristengeschichten aus.

Bei Jenny hatte ich schon immer das Gefühl gehabt, mich offen mit ihr unterhalten zu können, ohne mich

verstellen oder eine große Show abziehen zu müssen. Und wahrscheinlich hatte ich eh keinen Anlass dazu gesehen, weil sie als Doms Freundin praktisch unantastbar gewesen war. Trotzdem vermieden wir es heute Abend, Dom zu erwähnen, und als wir unsere Gläser geleert hatten, ging Jenny eine neue Runde holen, wobei sie darauf bestand, dass auch ich wieder etwas Alkoholisches bestellte, damit sie nicht alleine trinken musste. Ich ließ mich zu einem Wodka Red Bull verleiten und hoffte, er würde mich wieder aufpäppeln.

»Übrigens«, sagte sie, als sie mit den Drinks zurückkam, »hast du eigentlich den Roman beendet, an dem du geschrieben hast?«

Hier muss ich ein wenig ausholen. Während Jenny noch mit Dom ging, arbeitete ich an einem Buch. Tatsächlich schrieb ich bereits seit drei Jahren daran, genauer gesagt, seit ich meine Aktienoptionen eingelöst und bei der Investment-Bank, für die ich gearbeitet hatte, gekündigt hatte, um mit Yvonne und unserer damals einjährigen Tochter Chloe im ländlichen Frankreich ein neues Leben zu beginnen. Ich hatte schon immer den Ehrgeiz gehabt, Schriftsteller zu werden und in meiner Freizeit genug geschrieben, um zu glauben, ein Versuch würde sich lohnen. So hatte ich meinen Pensionsplan entworfen: Ein paar erfolgreiche und von der Kritik gefeierte Romane schreiben, während ich auf unserem kleinen Landsitz in Burgund organisches Obst und Gemüse anbaute.

Dummerweise hatte es nicht ganz funktioniert. Das Buch, um das es damals ging, *Verschwörung – ein packen-*

*der und hochexplosiver Thriller aus der zwielfichtigen Welt der Hochfinanz* (so zumindest glaubte ich ihn verkaufen zu können), erwies sich als unerwartet schwierig zu Papier zu bringen. Ich bekam den Plot nicht richtig hin, und als ich es schließlich schaffte, hatte ich siebenhundert Seiten des wahrscheinlich langweiligsten Thrillers aller Zeiten. Inzwischen war es praktisch unmöglich geworden, mit mir zusammenzuleben, und der idyllische Landsitz in Burgund mit seinen Hunderten von Hektar Äckern und Wiesen trieb mich in den Wahnsinn. Noch schlimmer war es, dass Yvonne ihn liebte.

Den Rest können Sie sich vermutlich denken. Wir stritten uns wie die Verrückten, während meine an langen Bürotagen gehegten Träume sich in Luft auflösten. Ich gebe zu, ich war selbstsüchtig und drohte ständig damit, den Stöpsel zu ziehen und nach Hause zurückzukehren. Eines Tages hatte Yvonne genug und erwiderte, ich solle doch abhauen. Wir einigten uns auf eine dreimonatige Trennung, probeweise. Ich kehrte nach England zurück, quartierte mich in Doms Gästezimmer ein und hoffte, dass der Tapetenwechsel mir die Inspiration verschaffen würde, die ich für *Verschwörung* brauchte. Tat er aber nicht. Ich war kurz davor, wieder zu Yvonne nach Frankreich zu ziehen, weil ich festgestellt hatte, dass ich ohne sie und Chloe unglücklich war, als sie mir eröffnete, sie habe jemand Neues kennengelernt. Einen gewissen Nigel, ein ebenfalls im Ausland lebender englischer Ex-Pat. Yvonne und Chloe leben immer noch bei ihm, auch wenn sie inzwischen nach Montpellier gezogen sind.

Und mein packender, hochexplosiver Thriller aus der zwielichtigen Welt der Hochfinanz?

»Nein«, gestand ich Jenny mit einem reuigen Lächeln, »den habe ich nie beendet.«

»Schade eigentlich«, sagte sie und wirkte ein bisschen enttäuscht. »Nach all der Arbeit, die du reingesteckt hast.«

»Manchmal sollte man wissen, wann man es gut sein lassen muss.« Ich nahm einen kräftigen Schluck Wodka Red Bull. »Aber«, fügte ich eilig hinzu, um ihr Interesse wachzuhalten. »Ich gehöre nicht zu denen, die einfach hinschmeißen. Ich schreibe ein anderes Buch, und weißt du worüber?«

Ihre Miene hellte sich auf. »Worüber?«

»Ich habe einen Agenten, der glaubt, dass er es unterbringen kann. Ich habe ihm die ersten zehn Kapitel geschickt, und auf der Grundlage hat er mir einen Vertrag angeboten.«

»Erzählst du mir, worum es geht?« Sie beugte sich vor und klang ehrlich interessiert.

Also erzählte ich ihr von Maxwell.

Maxwell war in der Unterwelt von North London so etwas wie eine Legende. Er war ein ehemaliger Kredithai und Eintreiber und hatte inzwischen die fünfzig überschritten. Ihm eilte der Ruf voraus, die Kraft eines Ochsen und das Talent zu besitzen, jede Tür aufzubekommen, hinter der sich säumige Schuldner versteckten. Mit anderen Worten, ein Mann, den man besser nicht zu bescheißen versuchte. Ich hatte ihn vor ein paar Monaten auf einer Party in Hoxton kennengelernt, die eine von

Ramons Salsaschülerinnen veranstaltet hatte. Maxwell stand herum, verdealte ein bisschen Koks und wirkte insgesamt ziemlich bedrohlich. Trotzdem kamen wir irgendwie ins Gespräch.

Als ich erwähnte, dass ich Schriftsteller sei (obwohl ich bis dato noch keinen Penny damit verdient hatte), wurde er plötzlich ganz hellhörig. »Ich hab 'ne Menge Geschichten zu erzählen«, brummte er und fügte seiner Offenbarung eine Floskel hinzu, die offenbar nicht totzukriegen war: »Aus meinem Leben könnte man ein Buch machen.« Selbst als krasser Anfänger hatte ich diesen Satz bereits mindestens hundert Mal gehört, meist von Leuten, deren Leben ein ziemlich langweiliges Buch ergeben würde. Aber in Maxwells Fall erkannte ich ein gewisses Potenzial.

Damals war *Verschwörung* schon so gut wie gestorben, deshalb besuchte ich Maxwell auf seinem Cottage in Buckinghamshire, wohin er sich mit seinem illegal erworbenen Vermögen zurückgezogen hatte, um ihn zu interviewen, ohne genau zu wissen, was ich eigentlich wollte. Was ich bekam, war ein ebenso freundlicher wie charismatischer Typ, ein überaus einnehmender Geschichtenerzähler, der einen unerschöpflichen Vorrat an Anekdoten besaß und tatsächlich ein Leben gelebt hatte, das ein großartiges Buch ergeben würde. Ich sah eine Art britische Antwort auf *Goodfellas* vor mir, die Odyssee eines Gangsters durch den schleimigen Unterbauch Englands, von seiner harten Kindheit bis zum saturierten Altenteil. Ich würde die Verbrechen schildern, die er auf seinem Weg nach oben begangen hatte, ein paar hin-

zuerfinden, vielleicht sogar den ein oder anderen Mord, um die Sache etwas abzurunden.

Ich brauchte Maxwell nicht lange zu bereden. Da er es genoss, über seine Heldentaten zu schwadronieren, war klar, dass er die Gelegenheit ergreifen würde, zumal, wenn sich damit auch noch Geld verdienen ließe. Und so hatten wir uns vor ein paar Monaten tatsächlich an die Arbeit gemacht, und ich hatte die ersten zehn Kapitel geschrieben, hauptsächlich über seine Kindheit, und meinem Agenten zugeschickt. Seitdem hatte ich mich mühsam durch seine Biografie gewühlt und versucht, die Tatsache zu ignorieren, dass mein letztes bisschen Geld rapide zusammenschmolz. Ich hatte sogar erwogen, Maxwell um einen Kredit anzugehen, war aber gerade noch rechtzeitig zur Vernunft gekommen. Meine Haustür war nicht gerade massiv, und er würde mich kaum wohlwollender behandeln, wenn ich nicht pünktlich zurückzahlte.

Als ich meinen Monolog, in den ich zwei oder drei besonders pointierte Maxwell-Anekdoten eingeflochten hatte, beendet hatte, schüttelte Jenny ungläubig den Kopf.

»Mein Gott«, rief sie aus und kippte den Rest ihrer zweiten Weinschorle hinunter. »Kaum zu glauben, dass solche Leute wirklich existieren.«

»Ich kann dir versichern, es gibt sie.«

»Das klingt ja ganz schrecklich«, sagte sie und schüttelte sich, doch am Funkeln ihrer Augen erkannte ich, dass zumindest ein Teil von ihr es aufregend fand.

»Er ist wie viele andere Kriminelle auch«, versuchte ich kompetent zu klingen. »Sie sind so lange nett und

freundlich, bis sie sich angepisst fühlen. Dann sind sie auf einmal gar nicht mehr nett.«

Sie sah mich lächelnd an, und ich war überzeugt, in ihrem Blick etwas Suggestives zu erkennen. Der Pub hatte längst die Schlussrunde ausgerufen, und abgesehen vom Barkeeper, der herumging und Gläser einsammelte, waren wir die Letzten.

Plötzlich wollte ich nicht, dass der Abend jetzt endete. Ich war seit Monaten mit keiner Frau mehr aus gewesen und genoss ihre Gesellschaft. »Hast du Lust, noch woanders hinzugehen?«, fragte ich und mühte mich, so locker wie möglich zu klingen. »In der Nähe sind ein paar Weinbars, da könnten wir einen Absacker nehmen.«

»Lust hätte ich schon, aber ich muss morgen früh arbeiten, und da kann ich keinen schweren Kopf gebrauchen.«

Jenny stand auf und ich ebenfalls. Ich war enttäuscht, ließ es mir allerdings nicht anmerken. Wahrscheinlich war es so am besten: Sie war Doms ehemalige Freundin, und irgendwie war es nicht in Ordnung, sich für sie zu interessieren.

Doch als wir aus dem Pub in die kühle Nachtluft traten, verblüffte sie mich mit der Frage, ob ich nicht auf einen Schlaftrunk mit zu ihr kommen wolle. »Das Taxi braucht nur fünf Minuten.«

So wie sie es sagte, war es schwierig für mich festzustellen, ob die Einladung nur eine Fortsetzung unserer Unterhaltung oder der Auftakt zu etwas anderem sein sollte, aber egal, wie, ich ließ meine Vorbehalte

fallen und zögerte allenfalls eine Sekunde, ehe ich antwortete: »Klar doch, warum nicht?« Schaden konnte es auf keinen Fall. Einen Drink noch. Und dann sehen, was ging.

Wie sehr ich mich irrte.

## ZWEI

Jenny wohnte in einem schicken Neubau in einem der besseren Viertel von North Islington, der mit seiner gut beleuchteten Fassade und den getönten Scheiben eher wie das Hauptquartier einer trendigen Unternehmensberatung wirkte als wie ein Haus, in dem jemand, der noch bei Sinnen war, tatsächlich wohnen wollte. Außerdem wirkte es ziemlich teuer, und ich dachte, Internetreisebürokauffrau müsste man sein, wenn es so gut bezahlt wird, obwohl ich eigentlich wusste, dass dies nicht der Fall war.

Als der Fahrer vor ihrem Haus hielt, öffnete sie ihre Handtasche, um ihn zu bezahlen, aber ich, ganz der edle Ritter, schob ihm meinen letzten Zehn-Pfund-Schein nach vorne, der angesichts der astronomischen Londoner Taxipreise gerade so ausreichte.

»Da ist etwas, was ich dir sagen sollte«, meinte sie, nachdem wir ausgestiegen waren.

Das letzte Mal, als ich diesen Satz gehört hatte, hatte meine Frau danach die Bombe platzen lassen, dass sie sich in einen Kerl namens Nigel verliebt hätte. Trotzdem versuchte ich cool zu bleiben, setzte die unverbindlichste Miene auf, zu der ich fähig war, und fragte Jenny, worum es gehe.

Sie legte mir die Hand auf den Arm und sah mich mit diesen großen braunen Augen an. Sie schwankte ganz leicht. »Du weißt doch, Dom und ich haben uns vor einer Weile getrennt.«

»Mmmhmm.« Plötzlich merkte ich, dass auch ich nicht mehr ganz sicher auf den Beinen war.

»Na ja, seit ein paar Tagen versucht er es wieder bei mir. Ruft an, schneit mal eben so rein, solche Sachen halt ...«

Ich spürte einen Stich in der Magengrube. Ich hatte gedacht, die beiden wären Geschichte. Der Name Dom war während des gesamten Abends nicht einmal gefallen, und jetzt, da ich ihn hörte, überkamen mich plötzlich heftige Schuldgefühle.

»Ich weiß, dass ihr gute Freunde seid«, fuhr sie fort. »Deshalb ist es nur fair, es dir zu sagen. Er will wirklich, dass wir wieder zusammenkommen. Ich aber nicht.« Sie rückte näher an mich heran, so dass unsere Gesichter nur noch Zentimeter voneinander entfernt waren. »Deshalb bist du hier.«

Ich wusste nicht recht, was ich antworten sollte, deshalb schwieg ich. Widerstandslos ließ ich mich von ihr an der Hand nehmen und zum Eingang des Apartmenthauses ziehen, obwohl mir klar war, dass es jetzt mehr werden würde als nur eine Fortsetzung unserer Plaudereien.

Im Foyer war es dunkel. Jenny zog eine Karte durch ein futuristisch anmutendes Lesegerät, löste die Verriegelung der Doppeltür und runzelte dabei verärgert die Stirn. »Eigentlich muss hier ein Portier sitzen. Schließlich zahlen wir ja dafür.«

Ich wusste zwar nicht recht, wozu ein Portier gut sein sollte, wenn man trotzdem einen Schlüssel brauchte, um in das Haus zu gelangen, freute mich aber über seine Abwesenheit. Ich wollte nicht, dass es irgendwelche Zeugen gab, als ich auf dem besten Weg war, meinen ältesten Freund zu betrügen, besonders falls – was Gott verhindern mochte – Dom und Jenny doch wieder ein Paar werden sollten. Obwohl das, offen gestanden, nicht wirklich so aussah.

Als wir durch das Foyer gingen und den Aufzug riefen, hörte ich aus dem Korridor vor dem Empfang Schrittegetrappel. Es klang nach einem zurückkehrenden Portier, deshalb drückte ich mich, als sich die Aufzugstüren öffneten, so schnell wie möglich nach hinten an die Wand. Ich fürchtete immer noch, gesehen zu werden.

Jenny folgte mir und stellte sich in die Mitte der Kabine, und während die Türen sich schlossen, rief sie: »Hallo, John, dachte schon, du würdest streiken.«

»Nur mal für kleine Jungs«, hörte ich den Portier noch antworten, dann waren die Türen geschlossen, und Jenny drückte auf die Neun.

Wir sahen uns lange in die Augen, und ich wusste, was nun passieren würde. Sie beugte sich vor. Ich auch.

Der erste Kuss war noch zögerlich, so wie man es immer im Kino sieht, aber ich spürte, wie sich die Reste meiner Schuldgefühle verflüchtigten.

Der zweite Kuss war heftiger, länger, und ich bekam kaum mit, wie sich die Fahrstuhlüren öffneten. Reungslos verharrten wir ein paar Sekunden, dann nahm

sie mich ein weiteres Mal an der Hand und führte mich durch einen kurzen Flur zu ihrer Wohnungstür, wo sie mich wieder küsste, ehe wir, die Münder fest ineinander verschmolzen, nach drinnen taumelten.

Jennys Wohnung war so hübsch, wie man es in einem solchen Gebäude erwarten durfte. Sie öffnete sich direkt in ein großes, geschmackvoll möbliertes Wohnzimmer mit einer vom Boden bis zur Decke reichenden Fensterfront, von der aus man einen wunderbaren Blick auf den Park hatte.

Sie ließ mich einen Moment los und rückte ein bisschen von mir ab. »Ich bin nicht immer so stürmisch«, sagte sie.

»Ich weiß«, erwiderte ich. Obwohl ich es natürlich nicht glaubte, aber ich nahm an, genau das wollte sie hören.

»Ich hatte eben schon immer eine kleine Schwäche für dich.«

»Ich auch für dich.«

»Willst du noch etwas trinken?«

Ich werde nie meinen nächsten Satz vergessen, hauptsächlich weil er so abgedroschen war und weder meinen Ruf als Romantiker noch als Romancier beförderte.

»Nein, ich will nur dich!«

Trotzdem muss es funktioniert haben, denn im nächsten Augenblick küssten wir uns wieder.

So umschlungen verharrten wir ein paar Minuten, während unsere Hände auf- und abglitten und gierig unsere Körper erforschten. Dann flüsterte sie heiser, es sei Zeit fürs Bett.

Ich hatte nichts dagegen einzuwenden, und so schoben wir uns seitwärts und immer noch knutschend in Richtung des geräumigen Schlafzimmers, an dessen Wänden Spiegel hingen und in dessen Mitte ein King-size-Bett mit schwarzen Satin-Laken stand, das – zugegebenermaßen – aussah, als wäre es für Begegnungen dieser Art entworfen worden.

Sie zog mir die Jacke aus und warf sie in die Ecke, dann zerrte sie an meinem Gürtel.

Dummerweise war genau dies der Moment, in dem ich den Alptraum eines jeden Mannes erlebte, weil sich mit unnachahmlichem Timing meine Blase meldete. Um die Stimmung zu erhalten, sagte ich erst einmal nichts, obwohl ich wusste, dass ich es eigentlich müsste, weil meine Blase keine Ruhe geben und das Bedürfnis zu pinkeln immer stärker werden und ich dann vielleicht alles ruinieren würde.

Ich riss mich noch weitere dreißig Sekunden zusammen, und hoffte, der Drang würde abebben. Tat er aber nicht.

»Ich muss mal schnell auf die Toilette«, murmelte ich an ihrem Mund klebend.

»Da drüben«, murmelte sie zurück und zeigte auf die Tür zu meiner Rechten. »Beil dich.«

»Mach ich«, entgegnete ich und löste mich von ihr.

Nach der Opulenz der übrigen Wohnung wirkte das Badezimmer einigermmaßen enttäuschend. Es grenzte zwar unmittelbar an das Schlafzimmer, war aber viel zu klein und besaß kein Fenster – vielleicht hatten die Architekten sich vermessen und plötzlich keinen Platz

mehr gehabt. Sich vor der Kloschüssel zu positionieren, ohne rückwärts in die Badewanne zu fallen, bedurfte einiger Akrobatik.

Es gibt wenige Dinge, die eine Frau mehr abtönnen, als wenn sie beim ersten Mal ihren Liebhaber pinkeln hören muss, deshalb drehte ich den Wasserhahn über dem Waschbecken auf und hoffte, er würde meine Geräusche übertönen. Nachdem ich fertig war und gespült hatte, wusch ich mir die Hände und begutachtete mich einen Augenblick lang im Spiegel. Dafür, dass ich die letzten acht Stunden unterwegs gewesen war und einiges gebechert hatte, sah ich ziemlich knackig aus. Ich zog sogar noch eine verführerische Schnute, ehe ich mich umwandte, um ins Schlafzimmer zurückzugehen.

In diesem Moment hörte ich Jenny einmal laut aufstöhnen, und kurz darauf schrie sie.

Ich blieb wie angewurzelt stehen.

Der Schrei wurde abrupt unterdrückt. Jemand presste ihr die Hand auf den Mund. Dann hörte ich, dass sich vor der Tür jemand bewegte und zwei Männer aufgeregt miteinander flüsterten.

»Halt sie fest«, zischte der eine. Er hatte einen rauen nordirischen Akzent. »Ich muss die Nadel vernünftig setzen.«

Jennys gedämpfte Schreie wurden verzweifelter.

»Halt verdammt noch mal die Fresse und hör auf zu zappeln.« Das war der andere; in einem vulgären Londoner Akzent. Dann erklang das Geräusch einer heftigen Ohrfeige.

Ich hatte keine Ahnung, was da draußen vor sich ging,

aber mir war klar, dass ich eingreifen musste, denn offensichtlich wurde Jenny angegriffen. Doch ich stand da wie angewachsen. Ich bin kein harter Typ, ich bin kein Maxwell. Ich bin bloß ein normalsterblicher Feigling, der jeden Tag in der Zeitung von sinnlosen Morden an tapferen Bürgern liest, die den Mut hatten, einem Verbrechensopfer beizuspringen. Ich habe mir immer einge-redet, ich würde nie weghören, wenn jemand um Hilfe ruft, weil ich dann nicht mehr in den Spiegel schauen könnte. Aber nun, da es keine drei Meter entfernt geschah, war ich unfähig mich zu rühren, während Angst und Adrenalin durch meinen Körper tosten.

Plötzlich brachen Jennys Schreie ab. Einfach so.

Mach was!, brüllte meine innere Stimme mich an. Doch was hätte ich schon tun sollen?

»Gott sei Dank«, seufzte der Londoner vernehmlich und schien sich zu entspannen. »Sieht nicht schlecht aus, die Alte, oder?«

»Denk nicht mal dran«, wies ihn der Ire zurecht. Es klang, als stünde er direkt vor der Badezimmertür. »Dafür ist keine Zeit. Schaff sie vom Bett. Ich muss mal pissen.«

Während er das sagte, sah ich, wie der Türknauf sich drehte.

Lieber Gott im Himmel. Das Schwein wollte hereinkommen, und ich hatte verriegelt. Sobald er merkte, dass die Tür abgeschlossen war, würde er wissen, dass sich noch jemand in der Wohnung befand. Und das war's dann. Ich saß in der Falle. Gerade hatte ich mich darauf vorbereitet, mit einer attraktiven Frau zu schlafen, und jetzt betete ich um mein Leben.

Der Knauf drehte sich weiter. Auch der Typ redete weiter. Mein Herz raste.

Mach was!

Ich schob die Verriegelung zurück, hoffend, seine Stimme würde das Geräusch übertönen. Dann stieg ich so schnell und so leise ich konnte in die Badewanne und zog den Duschvorhang vor, der mich verbarg.

Gerade noch rechtzeitig. Im nächsten Moment ging die Tür auf, und er kam herein. Grob knallte er die Tür hinter sich zu.

Ich erstarrte. Biss die Zähne zusammen, wagte nicht einmal zu atmen, während er sich vor der Schüssel aufbaute, seinen Reißverschluss öffnete und laut ächzte. Er stand nur Zentimeter von mir entfernt. Er war mittelgroß und auf eine stramme Art schlank, die darauf schließen ließ, dass er hart an sich arbeitete, viel härter als ich. Mit ausgestreckter Hand hätte ich ihm durch den Vorhang auf die Schulter klopfen können – so nah war er.

Er schien ewig zu brauchen, und die ganze Zeit über fürchtete ich, sein sechster Sinn würde ihn auf mich aufmerksam machen. Aber schließlich war er fertig, drückte die Spülung und ging wieder nach draußen, ohne sich die Hände zu waschen. Endlich konnte ich atmen.

Diesmal ließ er die Tür offen, und obwohl mir klar war, dass ich aus Gründen der Selbsterhaltung, ja der Ehre, mich nicht vom Fleck rühren sollte, bis sie weg waren und ich die Möglichkeit hätte, die Polizei zu rufen, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, um den Vorhang herumzulügen.

Aus dem spitzen Blickwinkel heraus waren lediglich das untere Viertel des Bettes sowie der Boden davor zu erkennen, wo etwas stand, das einem großen Reinigungswagen ähnelte. Außerdem sah ich Jennys nackte Unterschenkel. Die Jeans, die sie gerade noch getragen hatte, war verschwunden. Die Eindringlinge waren nirgendwo auszumachen. Ich musste annehmen, dass sie vorhatten, sie zu vergewaltigen, obwohl sie eigentlich nicht die Zeit gehabt hatten, sie auszuziehen. Logisch. Sie hatte sich für mich ausgezogen, und bei dem Gedanken, dass diese Drecksäcke sie jetzt vergewaltigen wollten, überkam mich eine Woge der Wut.

Ich zog mich wieder ganz hinter den Vorhang zurück und schaute mich nach einer Waffe um. Zwischen dem Krimskrams rund um die Badewanne entdeckte ich eine altmodische Seifenschale aus Messing, die wie ein riesiger Goldfisch geformt war. Ich hob sie auf und spürte ihr beruhigendes Gewicht. Das war zwar nicht viel, aber es musste reichen.

Ich packte sie mit der Rechten und schaute vorsichtig hinaus. Nun konnte ich zum ersten Mal einen der Eindringlinge klar und deutlich erkennen. Nicht den, der pinkeln gewesen war, den anderen. Und der war groß und kräftig gebaut, mit kahlrasiertem Schädel und einer Visage, die nicht viel Mitgefühl verhiess. Er hatte einen blauen Overall an und schleppte gerade die bewusstlos und schlaff herabbaumelnde Jenny zu dem Reinigungswagen. Sie trug nur noch BH und Slip und war mit einem Taschentuch geknebelt. Die Hände hatte man ihr auf den Rücken gefesselt. In dieser Haltung wirkte sie so

zart und verletzlich, dass mich wieder die reine Wut überschwemmte.

Trotzdem rührte ich mich immer noch nicht. Selbst als er sie in den Wagen plumpsen ließ wie einen Sack Wäsche, blieb ich stocksteif stehen. Weil ich Schiss hatte. Denn wenn es drauf ankam, würde ich gegen diesen Mann nicht den Hauch einer Chance haben, und schon gar nicht gegen ihn und seinen Partner. Ich redete mir weiter ein, mich einzumischen ergebe keinen Sinn, denn Jenny hätte überhaupt nichts davon. Es wäre klüger, so lange abzuwarten, bis sie weg waren, und dann die Polizei zu rufen.

Den anderen Mann konnte ich nicht sehen, aber ich hörte ihn von irgendwo hinter der Tür reden. Sein schwerer nordirischer Akzent schnitt durch das Zimmer wie ein Messer.

»Und wem gehört die hier?«

Als er wieder in mein Blickfeld trat, blieb mir vor Schreck das Herz stehen.

Denn der Drecksack hatte meine Jacke in der Hand, und das Letzte, was ich sah, ehe ich wieder völlig hinter dem Vorhang verschwand, war, wie sich beide in meine Richtung drehten.

## DREI

Jeder einzelne Muskel meines Körpers war gespannt, ich hielt die Seifenschale gepackt wie der Schmitter die Sense.

Meine Jacke war aus abgewetztem braunen Leder und eindeutig maskulin, zumal sie Jenny drei Nummern zu groß wäre, die mit ihren eins fünfundsechzig gut zwanzig Zentimeter kleiner war ich. Die Kerle würden also wissen, dass sich ein Mann in der Wohnung befand, und es gab nicht gerade viele Verstecke hier.

Würden sie das wirklich? Sie könnten annehmen, jemand habe die Jacke zurückgelassen. Vielleicht kam ich noch einmal davon.

Aber warum hatte der Typ die Jacke dann aufgehoben?

Die Angst, die von mir Besitz ergriff, war schlimmer als alles, was ich je erlebt hatte. Meine Beine drohten nachzugeben, und ich glaubte, ich würde jeden Moment zusammenklappen.

Was sollte ich tun? Fliehen? Abwarten? Fliehen? Abwarten? Ich war völlig durcheinander und hin- und hergerissen.

Die beiden Männer sagten eine Weile nichts. Eine Weile, die mir wie eine Ewigkeit vorkam. Schließlich

vernahm ich leise Schritte, erst auf dem Teppichboden des Schlafzimmers, dann auf den Badezimmerfliesen. Die Silhouette tauchte auf. Jetzt war einer bei mir im Bad, das war's also, kein Entkommen, das Ende ...

Der Duschvorhang wurde weggerissen, und ich stand einem vielleicht vierzigjährigen Mann gegenüber, dessen bösesartiges Grinsen sich wie ein klaffender Schnitt durch sein blasses Gesicht zog. Ein Gesicht, dessen Haut nach zahllosen kosmetischen Operationen so straff nach hinten gezogen war, dass die riesigen Augen, die wie fliegende Untertassen hervorstanden, wirkten, als hätten sie längst die Fähigkeit verloren, sich zu schließen.

Pechschwarze dünne, strähnige Drahtbürstenhaare ragten von seinem Schädel ab.

Das war der Nordire, der in der einen Hand noch immer meine Jacke hielt, während die andere ein Stilettschwang, dessen schmale Klinge mindestens fünfzehn Zentimeter lang war.

Am liebsten hätte ich mir in die Hosen gemacht, meinen wackligen Knien nachgegeben und mich wie ein Fötus zusammengerollt.

Doch ich tat nichts dergleichen. Denn als seine Augen aufblitzten und sich seine schmalen Lippen zu einem Grinsen verzogen, knallte ich ihm stattdessen mit aller Kraft die Seifenschale in die Fresse, so dass er rückwärts gegen das Waschbecken taumelte.

Er schrie vor Schmerz und ließ das Messer fallen. Auf seiner Wange schoss Blut aus einer hässlichen Platzwunde.

Ich kam kaum an ihm vorbei, trotzdem überlegte ich

nicht lange, sondern stürzte wie ein Windhund aus der Wanne, über ihn drüber und an ihm vorbei aus dem Badezimmer.

Der Riese mit der Glatze stand noch wie vorhin auf der anderen Seite des Reinigungswagens, nur dass er jetzt ein nicht minder langes Messer aus der Knietasche seines Overalls zog und mich dabei mit einem eisigen, selbstgewissen Funkeln anstarrte.

In der Hoffnung, ihn zu irritieren, brüllte ich so laut ich konnte und schleuderte ihm ohne innezuhalten die Seifenschale entgegen. Er riss nur den Arm hoch, um sie abzublocken, schrie dann aber vor Schmerz auf, als die Schale ihn am Ellenbogen erwischte. Sekundenbruchteile später rammte ich ihm den Reinigungswagen in den Unterbauch und brachte ihn aus dem Gleichgewicht, auch wenn er nicht zu Boden ging.

Doch es reichte, um mir den Vorteil von ein, zwei Sekunden zu verschaffen, in denen ich mich zur halb geöffneten Schlafzimmertür wendete und dabei seinem Messer auswich, das er unkontrolliert nach mir schwang. Ich rannte ins Wohnzimmer und verspürte den gewaltigen Adrenalinstoß unerwarteter Hoffnung. Ich würde es schaffen. Ich würde hier rauskommen.

»Lass ihn mir, der gehört mir«, hörte ich hinter mir einen gebellten Befehl. Die Stimme des Nordiren mit den Glupschaugen hatte eine solche Kälte, dass mein Herzschlag sich verdoppelte.

Ich sprang über den Couchtisch, blieb hängen und wäre fast gegen die Tür geflogen, hielt mich aber an der Klinke fest und versuchte mit aller Gewalt die Tür auf-

zureißen. Nur dass die Kette vorgelegt war. Seltsamerweise geriet ich nicht in Panik, sondern schloss die Tür wieder und schob den Nippel durch die Schiene. Dann konnte ich endlich die Tür öffnen und hinaus auf den Flur stürzen.

Da spürte ich einen Luftzug hinter mir. Das Messer. Es streifte mein Hemd, aber ich hörte nichts reißen. Er war direkt hinter mir. Sein Atem.

Ich lief um mein Leben. Und merkte schnell, dass ich in die falsche Richtung rannte, von den Fahrstühlen weg. Der Flur vor mir schien wie eine Sackgasse. Ich brüllte erneut, in der Hoffnung, jemand würde mich hören oder mein Verfolger in Panik geraten und abdrehen, doch es regte sich nichts. Um mich herrschte nur tödliche Stille. Ich war mitten in meinem schlimmsten Alptraum.

Mein Verfolger setzte mir nach, saß mir fast schon im Nacken, und am schlimmsten war, dass sein gelassenes Schweigen, das mich am meisten entsetzte, wie das eines lauerten Raubtiers war, das sich seiner Beute sicher ist.

Da entdeckte ich plötzlich eine Tür am Ende des Flurs, über der ein Schild auf das Treppenhaus hinwies. Neue Hoffnung verlieh mir Flügel, und ich beschleunigte noch einmal meine Schritte und brüllte weiter. Ich rammte die Tür frontal, auf eine Art, auf die selbst Maxwell stolz gewesen wäre. Da es sich um eine Pendeltür handelte, flog sie auf, und ich stolperte und wäre fast zu Boden gegangen, doch ich schaffte es gerade noch, mich nach rechts zu wenden und die Treppe hinunterzu-

rennen. Ich nahm drei Stufen auf einmal, ich wusste, wenn ich stürzte, wäre ich tot. Garantiert.

Sämtliche Körperteile schmerzten inzwischen höllisch von der ungewohnten Anstrengung, und ich fragte mich, wie lange ich in meinem angetrunkenen Zustand durchhalten würde. Er war immer noch dicht hinter mir, und ich verspürte den kaum zu unterdrückenden Drang mich umzudrehen, aber das würde mich wertvolle Sekundenbruchteile und wahrscheinlich das Leben kosten. Stattdessen nahm ich jetzt vier Stufen auf einmal und betete, dass der Portier an seinem Platz war, um mir vielleicht helfen zu können. Betete, dass ich es überhaupt so weit schaffte.

Plötzlich schwebte die Klinge direkt vor meinen Augen, er war mir in den Rücken gesprungen und wollte mir die Kehle durchschneiden. Ich fiel nach vorn und polterte den Treppenabsatz hinunter, überschlug mich und knallte mit dem Kopf schmerzhaft gegen die Linoleumstufen. Ich fürchtete, die Klinge würde mich jeden Augenblick erwischen, doch dann hörte ich, wie sie gegen das Geländer klorrte, als mein Angreifer abgeworfen wurde.

Er prallte hart auf dem Treppenabsatz auf, hatte es aber irgendwie geschafft, das Messer festzuhalten. Jetzt saß er vor mir und blockierte mir den Fluchtweg, während ich keinen Meter von der Messerspitze entfernt bäuchlings auf den Stufen lag. Er blutete im Gesicht, wo ich ihn mit der Seifenschale erwischt hatte, und sein strubbeliges Haar sah jetzt völlig derangiert aus. Trotzdem spielte immer noch das Killerlächeln um seine Lippen, und seine Augen strahlten nach wie vor die eisige

Selbstgewissheit aus, weil er sicher sein konnte, dass – was immer ich auch unternahm – der Kampf letztlich zu seinen Gunsten ausfallen würde.

Aber ich war noch nicht am Ende. Ich stieß mich mit den Händen ab, kam wie ein Stehaufmännchen auf die Beine und schaffte es sogar, einen Tick schneller zu sein als er. Ich nutzte meine Chance und schwang mich über das Geländer auf die nächste Treppe und stolperte – das dumpfe Pochen in meinem Kopf ignorierend – so schnell ich konnte weiter nach unten.

Doch schon wieder war er hinter mir, deshalb mobilisierte ich meine letzten Kraftreserven und sprang die nächste Treppe mit einem Satz hinunter. Ich landete hart auf den Füßen, nutzte aber den Schwung und das Geländer zu einer Hundertachtzig-Grad-Wende und nahm die nächste Treppe ebenfalls in einem einzigen Sprung. Getrieben von der euphorischen, adrenalingetriebenen Aussicht auf Entkommen wiederholte ich das Manöver und hechtete von Absatz zu Absatz, bis ich plötzlich am Ende der Treppe angelangt war.

Da dämmerte mir, dass ich das Erdgeschoss und die Freiheit verpasst hatte und im Keller gelandet war.

Keuchend sah ich mich nach oben um, und schon tauchte mein Verfolger am letzten Absatz auf. »Hoppla«, sagte er belustigt und schwenkte das Messer wie einen missbilligenden Zeigefinger. »Nicht sehr schlau.«

Ein Teil von mir wollte da einfach aufgeben. Eingestehen, dass ich es nicht nach draußen schaffen würde und mich seiner Gnade überlassen. Nur wusste ich, dass ich keine zu erwarten hatte.

Außerdem war das bloß ein kleiner Teil von mir. Der Selbsterhaltungstrieb behielt die Oberhand, und während er die letzten Stufen hersprang, wandte ich mich um und hetzte zum Notausgang in der Ecke – so weit ich sehen konnte, war das die einzige Tür. Ich hatte keine Ahnung, ob sie offen oder verschlossen war, geschweige denn wohin sie führte, sondern folgte meinen Instinkten und lief darauf los. Ich rannte förmlich in die Tür hinein, drückte gleichzeitig die Klinke, fühlte sie nachgeben und stolperte in eine kalte und höhlenartige Tiefgarage.

Er war schon wieder direkt hinter mir, doch diesmal stellte ich mich ihm, wandte mich um und sprang mit meinem ganzen Gewicht gegen die Tür. Damit hatte er nicht gerechnet, und es gelang mir, seinen Messerarm einzuklemmen.

Doch noch ehe ich ihn ernsthaft verletzen konnte, hielt er voll dagegen, und da er um einiges stärker war als ich, flog die Tür wieder auf, und ich torkelte rückwärts und wäre fast gestürzt.

Ich floh weiter, durch die schwach erleuchtete Garage, ohne zu wissen, wohin ich mich wenden sollte. Vor mir erhob sich zwar eines der großen Rolltore – entweder die Einfahrt oder die Ausfahrt –, aber es war geschlossen. Meine Beine fühlten sich an wie Gummi, und ich schaffte es einfach nicht mehr, ihn abzuhängen – der Schweinehund verfolgte mich wie ein Roboter –, und nach kaum zwanzig Metern sprang er mich erneut an und rammte mich auf den staubigen Betonboden.

Er setzte sich rittlings auf meinen Rücken, riss meinen



Simon Kernick

**Verdächtig**

Thriller

eBook

ISBN: 978-3-641-16099-9

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2015

Die Killer haben ein Ziel – und das Ziel bist du

Wollte mich da eben wirklich jemand töten, oder werde ich langsam verrückt? Für Rob Fallon verwandelt sich eine durchzechte Nacht in einen furchtbaren Alptraum, als er sich im Apartment einer Freundin wiederfindet. Plötzlich tauchen zwei Männer in der Wohnung auf, entführen Jenny und versuchen ihn zu töten. Rob kann im letzten Moment entkommen. Niemand glaubt ihm seine Geschichte. Entweder findet Rob die Wahrheit heraus, oder er ist bald tot. Denn die Killer haben es auf ihn abgesehen.